

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Haarbeck, Lina: Ein Deutscher. Einem alten Bericht nacherzählt

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Flieger hatten sich nach ihren Aussagen verflogen und glaubten etwa in der Gegend von Amiens zu sein. Darum gingen sie auch so seelenruhig nieder; die deutschen Uniformen hielten sie für französische. Anfänglich niedergeschlagen, gewannen die Luftlords bei ihrer Vernehmung aber bald wieder das unverschämte Phlegma und den durch nichts zu erschütternden Hochmut ihrer Klasse. —

Pfarrer Höfflin ließ nun heute doch die Landsjer ohne geistlichen Zuspruch, schwang sich auf seinen Gaul, und abermals mußte er auf dem Ritt wohlgemut singen. Diesmal waren es die letzten Verse der schönen Ballade von Heinrich dem Vogler.

Die heißen:

„Du gabst uns einen guten Fang!
Herr Gott, wie dir's gefällt.“

Ein Deutscher.

Einem alten Bericht nach erzählt von L. Haarbed.

Man schrieb das Jahr 1809.

In dem wohlbestellten Pfarrgarten zu Abensberg an der Donau, nicht weit von Ingolstadt, zog der Frühling ein. Unter einem jeden seiner leichten Tritte blühte ein Frühlingsblümchen auf. Nur die Weibchen waren ihm zuvorgekommen, sie säumten dunkelblau die Beete ein, auf denen Tulpen und Schlüsselblumen nur auf den Wink des Frühlings warteten, um ihre Knospenhüllen zu sprengen. Auch der Kirschbaum konnte nicht mehr lange warten, er pläzte beinahe vor Blütenlust. Und darunter stand ein blondes Mägdlein, fast noch ein Kind, das spähte angestrengt hinaus aus dem Garten, die Landstraße entlang, die nach Ingolstadt führte. Sie schüßte mit der Hand ihre großen Blauaugen gegen die untergehende Frühlingssonne, als wenn sie sie nicht ertragen könnte.

Nichts von Frühling! Nichts von Jungsein! Bleiche Bäckchen, ein schmaler, sorgenvoller Mund und eine tiefe Falte an der hohen, lichten Stirne kündeten Sorge und Not.

Er kam immer noch nicht, den sie so sehnlich erwartete, und er hatte sich doch angemeldet, ganz unerwartet. Er wollte am 17. April in Abensberg sein, zwar nur kurz, aber grüßen wollte und konnte er sein Liebchen doch.

Mit einer verzweifelten Bewegung griff das Mägdlein über sich in den knospenschweren Kirschbaum und seufzte tief auf. Wenn sie wenigstens gewußt hätte, warum

er kam! Nur um sein Liebchen zu sehen, reiste damals ein armer Student nicht von Göttingen nach Abensberg! Wenn sie das Warum gewußt hätte! Hoffnungslos ließ sie die Arme sinken und ging langsam hinein in das Pfarrhaus.

Gretchen Blum, die Tochter des Pfarrers von Abensberg, war ganz in der Stille verlobt mit dem Theologiestudenten Friedrich Stabs, der sein rätselhaftes Kommen angezeigt hatte.

Gretchen hatte früh ihre Mutter verloren, und Tante Berta führte recht und schlecht das Regiment im Hause, dem sich Pfarrer Blum sowohl, wie sein Töchterlein aus guten Gründen widerspruchslos unterordneten. Es waren wegen der Kriegsunruhen aufregende Tage für alle Einwohner von Abensberg, aber Tante Berta regte sich nicht auf. Sie hatte keine Zeit dazu. Der Garten hatte müssen bestellt werden, die Kuh im Stall hatte gekalbt, sie stand mit der Magd in der Waschküche und bauchte die selbstgesponnene und gewebte Leinwand des Winters, die nun in der Frühlingssonne gebleicht werden sollte. Hatte sie etwa Zeit, sich um die Oesterreicher und Franzosen zu kümmern, die sich bei Donauwörth wieder einmal schlagen wollten? Hatte sie Zeit, sich um einen angekündigten Besuch zu sorgen? Wenn er kam, dann kam er, wenn nicht, war es auch nicht zu ändern. Oder hätte sie etwa mit dem jungen Ding flennen sollen, weil „er“ nicht zur angekündigten Stunde kam? War denn das ein Wunder, wenn die

ganze Gegend voll Soldaten lag und jeden Augenblick die Schlacht losgehen konnte? Nein, auch dazu hatte sie keine Zeit! Kein Mensch konnte ihr das zumuten, besonders weil sie ja überhaupt gegen jede Liebenschaft, ganz besonders aber gegen diese war, denn das Mädel war mit seinen achtzehen Jahren noch viel zu jung für solche Dummheiten. Es war deshalb kein Wunder, daß Gretchen an der Waschküche vorbeiging und die Studierstube des Vaters betrat.

„Immer noch nicht da?“ fragte Pfarrer Blum lächelnd und nahm das bleiche Gesichtlein zwischen seine beiden Hände. „Das ist es eigentlich nicht, Vater“, antwortete Gretchen und setzte sich müde auf einen Stuhl.

„Ja, was ist es denn, Kind?“ fragte der Vater.

„Ich zerbreche mir den Kopf, warum er wohl kommt, und was er vorhat“, flüsterte Gretchen.

„Das wird er dir sagen, wenn er kommt“, beruhigte Pfarrer Blum. „Daß er sich verspätet, liebes Kind, darf dich nicht bekümmern; denke doch daran, hier stehen die Franzosen, da die Oesterreicher, jeden Augenblick kann die Schlacht beginnen, da sind alle Straßen gesperrt, er kommt nicht durch! Und warum er kommt? Ja, ich kann mir nichts anderes denken, als daß er eben in das österreichische Heer eintreten will, um gegen Napoleon zu kämpfen, wie es eines deutschen Jünglings Pflicht und Schuldigkeit ist.“

„Gott gebe es“, antwortete Gretchen und faltete kindlich die Hände. Ach, wenn das Geheimnis nicht gewesen wäre! Das fürchtbare Geheimnis, das Stabs ihr anvertraut hatte, und das sie keinem Menschen, auch dem Vater nicht, anvertrauen durfte! Ihr Liebster gehörte dem Tugendbund an, jener geheimen Verbindung von Studenten aus den Burschenschaften der meisten deutschen Universitäten, deren Zweck und Ziel die Befreiung Deutschlands von dem verhassten kossischen Unterdrücker war. Gut und Blut, Leben und Liebe war jeder bereit zu opfern um des Vaterlandes willen.

Ehe der Vater das Gespräch fortsetzen

konnte, horchten die beiden auf. Eilige Tritte knirschten auf dem Gartenweg, und dann tönte es jubelnd durch das Haus: „Gretchen! Gretchen!“ Das junge Mädchen schoß in die Höhe, riß die Türe auf und lag in den Armen Friedrich Stabs, strahlend, mit roten Backen und lachendem Mund. Alle Sorge und alle Not war geschwunden, der Frühling war bei Gret-



Er kam immer noch nicht, den sie so sehnsüchtig erwartete.

chen Blum eingekehrt. Der Pfarrer stand im Hintergrund und lächelte still.

„Gretchen, deck' den Tisch und trag' auf!“ tönte es von der Waschküche her; aber die beiden jungen Menschen hatten kein Ohr für diese Prosa, fühlten sicherlich auch nicht das Bedürfnis zu essen. Pfarrer Blum ging leise hinaus, machte die Türe zu und deckte umständlich den Tisch in der andern Stube. Das Auftragen überließ er Tante Berta. Die hatte aber keine Zeit.

Als die Familie endlich nach zwei Stunden beim Abendbrot saß, ging es merkwürdig nüchtern und ernst zu wie immer, wenn Tante Bertas graue, kalte Augen das Gebiet beherrschten. Der Pfarrer weidete sich heimlich am Anblick der beiden jungen

Menschenkinder. Sein Töchterlein, mädchenhaft lieblich und glücklich, wie es die Bräute jener Zeit waren, und er, mit seinen wallenden braunen Locken, bildschön, und heute merkwürdig ernst und in sich ab-



Karl Müller

Das junge Mädchen schob in die Höhe, riß die Türe auf und lag in den Armen Friedrich Stabs.

geschlossen. Die schwere Zeit, die Not des Vaterlandes hatte ihn über seine zwanzig Jahre hinaus gereift.

„Was habt Ihr nun vor, Herr Schwiegerjohn?“ fragte der Pfarrer, als er mit den beiden wieder in seiner Studierstube saß, in der er sich allein behaglich fühlte. Selten verloren sich Tante Bertas Schritte hierhin. Sie hatte keine Zeit dazu.

„Was ich vorhabe, das kann ich so genau nicht sagen, wertester Herr Schwiegervater“, antwortete Stabs, „denn es hängt von einer Zusammenkunft ab, die heute nacht stattfinden soll. Sie hätte auch in Ingolstadt sein können, aber ich stimmte aus guten Gründen für Abensberg.“ Ein verliebter Blick blitzte hinüber zu Gretchen, dessen Gesichtlein wieder ernst und bleich geworden war.

„Warum nehmt Ihr eigentlich kein Gewehr in die Hand? Warum tretet Ihr nicht wie tausend andere ein in den Kampf um des Vaterlandes Freiheit? Wäre ich

nur zehn Jahre jünger, ich stünde in der vordersten Reihe!“ rief der Pfarrer.

„Ihr sprecht mir aus dem Herzen, wertester Herr Schwiegervater!“ rief der junge Mann aufspringend. „Wollte Gott, ich könnte Euern Wunsch erfüllen! Aber ich habe keinen Glauben daran! Wir opfern unser Volk, der Korse aber ist unbesiegbar! Ist nicht unser Vaterland zertrümmert? Auseinandergerissen? Besetzt von Franzosen? Liegt dem Räuber nicht ganz Europa zu Füßen? Italien und Holland sind beherrscht von seinen Kreaturen, in Spanien wütet der Vernichtungskampf, Portugal ist in seinem Besitz! Schweden und die Schweiz erfüllen mit Zittern slavisch jeden seiner Wünsche! Und Oesterreich? Gewiß, es sammelt jetzt seine letzten Kräfte, aber ein Tor ist, wer an seinen Sieg glaubt! Napoleon wird auch Oesterreich zertreten, wie er Deutschland zertreten hat!“

„Ja“, gab der Pfarrer traurig zurück, „wenn hier Gott nicht hilft, dann sind wir verloren!“

„Nein!“ rief Stabs wieder laut und faßte Gretchens Hand, „wer sich selbst hilft, dem hilft Gott!“

Gretchen fuhr erschreckt zusammen. „Was hast du vor, Fritz?“ fragte sie und brach in Tränen aus.

„Sei tapfer, mein Lieb“, bat Stabs, „ich verspreche dir, daß ich alles für Deutschland und nichts gegen die Ehre tun werde!“

Ein Pfiff auf der Straße, ein ganz bestimmter Pfiff! Noch einer!

„Ich muß gehen, ich muß!“ rief der junge Mann, umarmte seine Braut, schüttelte dem Schwiegervater die Hand und war verschwunden.

Eine Stunde später ertönte der Lützowsche Marsch. Die Oesterreicher, an der Spitze Erzherzog Karl, zogen durch Abensberg, dem Feind entgegen. Und dann war Krieg und Kriegsgeschrei! Die Franzosen rückten gegen die Oesterreicher vor, gegen alles Erwarten sollte es bei Abensberg zum Treffen kommen. Aber Erzherzog Karl zog sich nach kurzem Gefecht zurück. Es waren hange Stunden. Selbst Tante Berta hatte ihre kostbare Leinwand im

Stich gelassen und überlegt, was man mitnehmen würde auf die Flucht, während Gretchen und ihr Vater sich mehr um Stabs als um sich selbst sorgten.

Das drohende Wetter schien gnädig vorüberzugehen, alles atmete auf. Man lachte sogar über einen Trupp scheinbar betrunkenen Studenten, die in einem Bierlokal verschwanden. Ganz anders als sie hineingegangen, verließen sie das Haus. Waren das dieselben jungen Leute? Um Mitternacht traten sie auf die Straße, schweigend und ernst. Stumm reichten sie sich die Hände, als sie sich trennten. Kein Wort, keine Silbe, nur ein ernstes, tiefes Sich-in-die-Augen-schauen.

Am 19. April erschien Napoleon selbst auf der Höhe von Abensberg, um seinen Generälen die durch den Rückzug des Feindes veränderte Lage selbst zu erklären.

Mitten in seiner Rede krachte plötzlich ein Schuß, und sein Hut wurde ihm vom Kopfe gerissen. Als man ihm den Hut wieder reichte, schweig er einen Augenblick, zeigte dann mit dem Finger auf das Loch, das die Kugel geschlagen, und sagte lächelnd zu seinem Generalstabschef: „Drei Zoll tiefer, Berthier, und dieser Feldzug wäre zu Ende gewesen.“

Was getan werden konnte, um den Täter aufzuspüren, das wurde getan. Aber sie fanden ihn nicht. Es war, als wenn der Erdboden ihn verschluckt hätte.

Aber Abensberg mußte für diese Tat büßen. Es schwirrten unklare und unsichere Gerüchte von einer Verschwörung gegen Napoleons Leben, von einer geheimen Studentenverbindung, die den Täter durch das Los bestimmt hatte. Darum wurde fürchtbare Rache geübt. Nach wenigen Stunden stand das ganze Städtchen in Flammen, und die Einwohner flohen nach allen Himmelsgegenden.

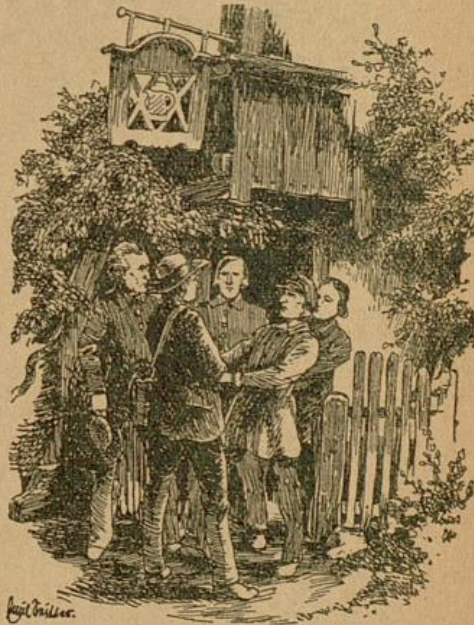
Es kam, wie Friedrich Stabs gesagt, die Oesterreicher wurden geschlagen, und am 13. Mai hielt Napoleon seinen feierlichen Einzug in Wien. Aber Erzherzog Karl ergab sich noch nicht. Er kämpfte einen Heldenkampf, kämpfte mit Verlust, und erst die Schlacht bei Wagram am 5. und 6. Juli warf Oesterreich völlig darnieder.

Im kaiserlichen Schloß zu Wien hatte Napoleon sein Quartier aufgeschlagen. Hier wurden auch die Friedensverhandlungen mit Oesterreich gepflogen. Der österreichische Gesandte, Graf Bubna, stieg eines Tages mit dem Korzen die breite Schloßtreppe hinunter, um im Schloßhof eine Parade abzunehmen, zu der sich viele Zuschauer herandrängten.

Plötzlich löste sich ein junger Mensch aus der Menge. Einer von Napoleons Generälen glaubte in dessen Hand einen Gegenstand blitzen zu sehen. Er stürzte auf ihn zu und entrang seiner Hand einen Dolch.

„Was gibt es denn hier?“ fragte Napoleon, aufmerksam werdend.

„Dieser Mensch wollte Ew. Majestät ermorden!“ rief der General. Napoleon



Geilweiler.

Stumm reichten sie sich die Hände, als sie sich trennten.

zuckte mit der Achsel und fragte: „Wer ist es denn? Wie heißt er?“

Es folgte eine lange Pause, dann stand der junge Mann stramm und rief laut: „Ich heiße Friedrich Stabs!“

Eine Stunde später sah Napoleon wieder in seiner Arbeitsstube. Er las einige Briefe und sonstige Papiere, die bei Stabs

gefunden worden waren. Er hatte seinen Leibarzt rufen lassen, der bestürzt eintrat. „Diesmal kommt Ihr nicht meinetwegen, Doktor!“ rief Napoleon ihm lachend



Plötzlich krachte ein Schuß, und sein Hut wurde ihm vom Kopfe gerissen

entgegen, „Ihr sollt meinen Mörder untersuchen!“

„Euren Mörder?“ fragte der Arzt verständnislos.

„Nach dem, was ich hier gelesen, habe ich Interesse für den jungen Menschen“, antwortete der Korse.

„Für Euern Mörder, Sire?“ wiederholte der Arzt.

„Ich glaube, Doktor, dieser Friedrich Stabs ist ein ganzer Kerl. Heiße Vaterlandsliebe, Mut, Ausdauer und Beharrlichkeit schätze ich auch an meinem Feinde. Außerdem ist er ein guter Sohn und bis über die Ohren verliebt. Alles interessante Dinge! Mir kam aber der Gedanke, ob der Mensch überhaupt normal, ob seine Tat nicht krankhafter Phantasterei entsprungen ist. Das sollt Ihr feststellen, Doktor.“

Napoleon klingelte, und nach wenigen Minuten wurde Stabs vorgeführt, ohne Fesseln, nur bewacht von zwei Soldaten. Mit einer Kopfbewegung entließ Napoleon die Wachen.

Stabs stand aufrecht, die blickenden Augen fest auf Napoleon gerichtet. Dieser betrachtete ihn genau ebenso eine geraume Weile.

Die Spannung wuchs.

„Sprechet Ihr französisch?“ fragte Napoleon endlich.

„Ein wenig“, lautete die Antwort.

„Wünschet Ihr einen Dolmetscher?“

„Ich ziehe vor, direkt zu antworten.“

„Gut! Ihr heißt Friedrich Stabs! — Woher kommt Ihr?“

„Ich habe in Göttingen studiert.“

„Seit wann seid Ihr in Wien?“

„Seit zwei Tagen.“

„Mit welcher Absicht seid Ihr hierher gekommen?“

„Ich kam in der Absicht, Euch umzubringen!“

Es entstand eine Pause, während welcher sich die beiden Gegner wieder mit den Augen maßen.

„Ihr wolltet mich umbringen“, fuhr Napoleon fort; „was habe ich Euch denn getan?“

„Ihr zerstört und unterdrückt mein Vaterland!“

„Euer Vaterland hat sich gegen mich empört. Ich habe es besiegt, es trägt das Los eines besiegten Volkes. Junger Mann, Ihr habt Euch durch religiösen Fanatismus leiten lassen!“

„Nein, durch nationale Begeisterung!“

„Habt Ihr Mitschuldige?“

„Nein!“

„Gehört Ihr einer geheimen Verbindung an?“

„Ich habe schon gesagt, daß ich keine Mitschuldigen habe.“

„Man hat neben den Briefen das Bild eines jungen Mädchens bei Euch gefunden. Wer ist das Frauenzimmer?“

„Was liegt Euch daran?“

„Ich wünsche zu wissen, wer es ist!“

„Es ist meine Braut, die Tochter des evangelischen Pfarrers von Abensberg.“

„Abensberg?“ Napoleon befaß sich.

„Es ist das friedliche Städtchen an der Donau, das die Franzosen vor etwa sechs Monaten in Brand steckten.“

Es war, als wenn Napoleon etwas Unangenehmes abschüttelte. Dann fuhr er

in völlig verändertem Tone fort: „Wie? Das verstehe ich nicht. Aus Euren Briefen geht hervor, daß Ihr einen Vater und eine Mutter habt, die Ihr liebt, und eine Braut, die Eurem Herzen am nächsten steht. Das werft Ihr alles hinter Euch und werdet zum gemeinen Mörder?“

„Nicht zum gemeinen!“ schrie Stabs auf. „Das zerstörte, schandbar mißhandelte Vaterland hat die ersten Rechte an seine Söhne. Des Vaterlandes Stimme ist heiliger und stärker als die des Blutes und der Liebe!“

„Hofftet Ihr nach der Tat zu entkommen?“

„Darüber habe ich nicht nachgedacht.“

Napoleons Gesicht wurde milder. „Wenn ich Euch nun begnadigte, wenn ich Euch das Leben schenkte, was würdet Ihr tun?“

„Da Ihr Deutschlands Untergang wollt, würde ich eine andere Gelegenheit abwarten, meine Tat auszuführen.“

Der Korsen zuckte mit der Achsel, stand auf und verließ die Stube mit den Worten: „Doktor, versucht Euer Heil.“

Der Arzt untersuchte Stabs, sprach mit ihm über die höchsten und niedrigsten Dinge, beobachtete ihn und versuchte alles. Er konnte Napoleon aber nichts anderes melden, als daß der junge Mensch völlig normal sei. „Er ist aber einer aus der Familie Scävola“, fügte er hinzu.

Noch einmal wurde Stabs dem Korsen gegenübergestellt.

„Macht Euch klar“, donnerte ihn Napoleon an, „daß das Kriegsgericht Euch verurteilen wird. In drei Tagen ist es aus mit Euch!“

„Ich bin bereit zu sterben, ich war darauf gefaßt“, antwortete Friedrich Stabs mit der alten, stolzen Kopfhaltung.

„Wenn Ihr mir versprecht, zu Eurem Vater, zu Eurer Mutter und zu Eurer Braut zurückzukehren und still zu leben, dann begnadige ich Euch.“

„Das Versprechen kann ich Euch nicht geben, denn ich kann und darf es nicht halten.“

„Na, vielleicht besinnt Ihr Euch noch, wenn es ans Sterben geht.“ Damit schrie Napoleon einige Worte auf ein Blatt Papier, faltete es zusammen, über-

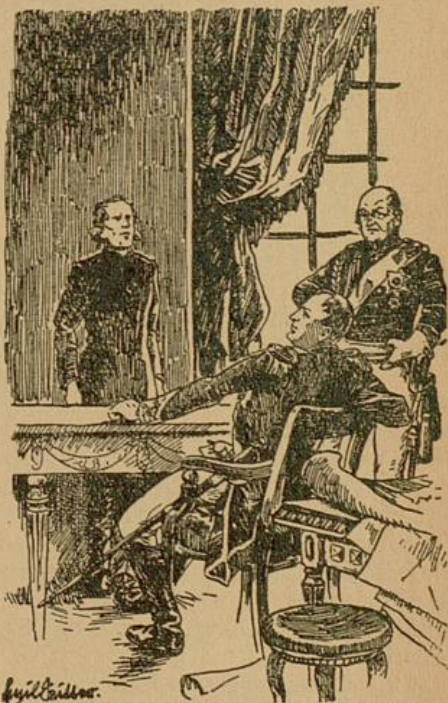
gab es Stabs und sagte: „Wenn Ihr vor das Kriegsgericht geführt werdet, dann zeigt dem Präsidenten der Militärkommission dieses Schreiben.“

Stabs nahm das Schriftstück, ohne es zu lesen, und steckte es in die Rocktasche.

Erst in seiner Zelle las er die Worte: „Ich begnadige Friedrich Stabs. Napoleon.“ — —

Alles ging seinen Gang. Stabs stand vor dem Kriegsgericht und wurde zum Tode verurteilt. Als man ihn nach Wünschen fragte, bat er, den Offizier, der bei seiner Hinrichtung das französische Peloton kommandierte, vorher sprechen zu dürfen. Außerdem bat er, allein gelassen und eine Stunde vor der Hinrichtung geweckt zu werden. Man erfüllte diese bescheidenen Wünsche.

Lange lag Stabs in seiner Zelle auf den Anien, dann schlief er ruhig und tief



Kyill-Kallow.

„Sprecht Ihr französisch?“ fragte Napoleon endlich.

acht Stunden lang. Als der Wärter ihn weckte, hielt er Gretchens Bild in der rechten Hand.

Der junge Mensch war merkwürdig

ruhig. Er zog sich sorgfältig an, trank langsam eine Tasse Milch, und als der französische Offizier eintrat, begrüßte er ihn fast herzlich.

„Ich danke Euch, daß Ihr gekommen seid, ich möchte Euch um eine letzte Freundschaft bitten.“

„Gern“, gab der Offizier zurück, „wenn es sich mit meiner Dienstpflicht verträgt.“



Kurze Zeit darauf saß auf dem stillen Gottesacker zu Heubach ein blondes Mädchen und weinte bitterlich.

„Ich bitte den Menschen, nicht den Soldaten“, gab Stabs zurück.

„Bitte“, antwortete der Offizier, und Stabs fuhr fort: „Ich hinterlasse eine Braut, ihr Bild soll auf meinem Herzen ruhen, wenn ich sterbe . . .“

„Wollt Ihr mit dem Bild begraben sein?“ fiel ihm der Offizier ins Wort.

„Nein“, antwortete der Verurteilte leise, „ich bitte, daß Ihr das Bild und den Brief in meiner Tasche an meine Braut schickt, die Adresse steht auf der Rückseite des Bildes.“

„Eure Braut wohnt in Bayern, wie ich hörte?“ fragte der Franzose.

„Nein, ihre Heimat ist abgebrannt, sie wohnt jetzt mit ihrem alten Vater in Heubach in Baden.“

„Gut, ich werde alles genau besorgen“, versprach der Offizier, „ist das alles?“

„Ihr werdet in meiner Tasche auch einen Brief an meine Eltern finden. Ich konnte mich von diesen Sachen nicht trennen, ich möchte sie bis zuletzt bei mir behalten.“

„Und noch etwas“, fing Stabs nach einiger Zeit wieder an. „Ihr werdet in meinen Beinkleidern eine Börse mit vier Louisdors und ein amtliches Schriftstück finden. Ich bitte, das Geld unter die Mannschaft, die schießt, zu verteilen, und das Papier einem der Herren Offiziere zu übergeben, die mich zum Tode verurteilt haben.“

„Auch dieser Wunsch soll erfüllt werden“, sagte der Offizier, drückte dem Verurteilten bewegt die Hand und entfernte sich.

Eine halbe Stunde später stand Friedrich Stabs auf der Richtstätte, bleich, aber ruhig und gefaßt. Als er den bekannten französischen Offizier erblickte, lächelte er ihm grüßend zu.

Ohne ein weiteres Wort stellte er sich aufrecht vor den Pfahl. Ein Stabsoffizier sprengte auf einem prächtigen Roß heran und bot ihm einen guten Morgen. „Ihr könnt jetzt noch um Begnadigung bei Marschall Berthier nachsuchen. Es wird der Bitte unverzüglich entsprochen werden.“

„Ich danke, ich werde den Herrn Marschall nicht bemühen“, antwortete Stabs und schüttelte seine Locken.

In demselben Augenblick rollte ein Kanonendonner nach dem andern über Wien dahin. Der Verurteilte horchte auf und fragte: „Was ist das?“

„Die Kanonen verkünden, daß diese Nacht der Friede unterzeichnet worden ist“, erklärte der Oberst.

„Ist — — ist das wirklich möglich? — — der Friede?“ rief Stabs.

„Ja, ganz gewiß“, lautete die Antwort. „Gott sei's gedankt!“ rief der Todgeweihte strahlend vor Freude aus.

„Ändert diese Nachricht vielleicht etwas an Eurem Entschlusse?“ fragte der Oberst, „Ihr habt die Entscheidung jetzt noch in Eurer Hand.“

Stabs Gesicht wurde wieder ernst. „Nein, Herr Oberst“, antwortete er wieder

mit der eigentümlich stolzen Haltung seines schönen Kopfes, „Friede für Deutschland gibt es erst, wenn . . .“ er brach plötzlich ab, dankte dem Oberst und stellte sich hoch aufgerichtet vor den Pfahl.

Man verband ihm die Augen, und unter dem Dröhnen der Friedenskanonen krachten acht Schüsse. Stabs sank lautlos zu Boden.

Als der französische Offizier, wie er versprochen hatte, den Leichnam durchsuchte, fand er auf Stabs Brust Gretchens Bild an einer blonden Haarkette hängen, wie

man sie zu jener Zeit anfertigte. Auch die Briefe und die Börse, alles nahm er an sich und erfüllte gewissenhaft die letzten Wünsche des jungen Deutschen. Zuletzt kam ihm das Schriftstück mit der Begnadigung Napoleons in die Hand. Darunter hatte Friedrich Stabs groß und deutlich geschrieben: „Ein deutscher Mann nimmt von dem Tyrannen Deutschlands keine Gnade an!“

Kurze Zeit darauf saß auf dem stillen Gottesacker zu Heubach im Badischen ein blondes Mägdlein und weinte bitterlich.

Der Geburtsbaum.

Erzählung von Hans Gäßgen.

Als dem Wiesenbauer der Sohn geboren ward, pflanzte er, nach alter Väterfittte, einen Apfelbaum.

Der Baum schlug Wurzeln und gedieh, und auch der junge Wiesenbauer wuchs heran, ein kräftiger Kerl, der es mit allen im Dorfe aufnahm.

Michael hieß er, und die Mädchen schauten nach ihm, denn seine Augen funkelten, klar wie Sterne in Winternächten und er hatte einen harten, echten Bauernschädel.

Das merkte der Vater bald, und da auch sein Kopf dem des Sohnes an Härte nicht nachstand, so konnte es nicht ausbleiben, daß die beiden oft hart aneinander gerieten. Wollte der Vater zum Säen hinausfahren, dann schien es dem Michael zu windig, der Same werde verweht, man solle lieber noch ein paar Tage zusehen. Da schwoll die Zornader auf der Stirn des Wiesenbauern, und er mußte an sich halten, daß er dem Sohn, der ihn um Haupteslänge überragte, nicht eine runterhieb.

Einmal aber geschah es, daß die Wut den Alten übermannte, und er schlug den Michael mitten ins Gesicht.

Der Bub sagte kein Wort, ging auf die Kammer, packte seine Sachen zusammen und schritt zum Hof hinaus.

In der Rechten trug er einen Wanderstock, in der Linken einen schwarzen Kasten, in dem die Geige ruhte, auf der er abends gern spielte.

Das war auch so eine Angewohnheit, die der Vater nicht leiden konnte, das Geigenspielen, und oft hatte er's dem Bub untersagt, aber immer wieder klang von



Da aber fiel sein Blick auf die alte Bibel, die auf dem Tisch lag.

droben, der Kammer her, irgendein Volkslied verträumt in den Abend.

Ein Bauer, der geigte, hatte man das jemals gehört?

Das taten die Bettelmusikanten, die zur Kirchweih aufspielten und von Dorf zu